

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 21 (2014)
Heft: 235

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

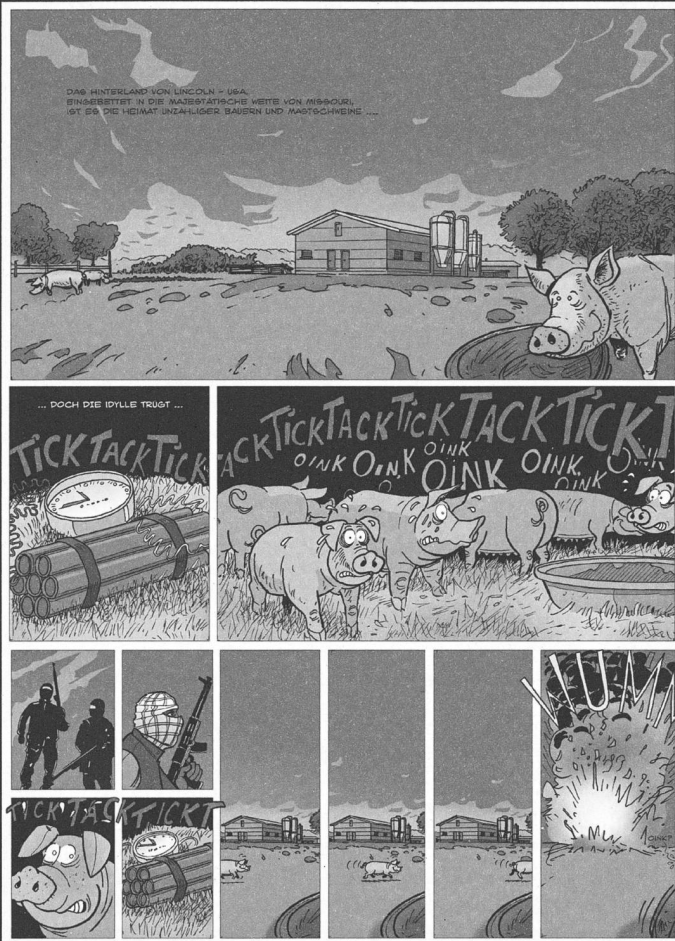
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Haarsträubend gut

Der 46-jährige St.Galler Stefan Tobler Falk alias Tobi legt seinen zweiten *Mäx*-Comic vor. von Hans Keller



Schon als Kind und bei den Pfadfindern zeichnete er, wurde aber zunächst Lehrer. Stefan Tobler Falk entwickelte sich als Autodidakt zum Comiczeichner und zwar zu einem professionellen, obschon er nie eine Comic- oder Kunstschule wie St.Luc in Belgien besucht hat. Gerade dieser Schule jedoch, die mit *Spirou* sozusagen ihr Flaggschiff herausbrachte, ist Tobi formal verpflichtet. Es handelt sich bei diesem Stil um eine lebendigere Ausrichtung der sogenannten Ligne Claire, wie sie von Hergé und dessen *Tim und Struppi* geprägt wurde.

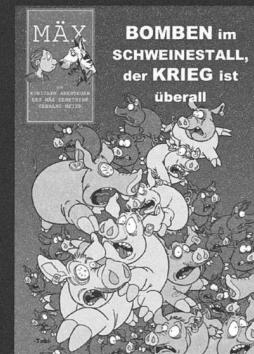
Der erste Band von Tobis *Mäx*-Serie, die auf fünf Bände angelegt ist, enthielt bereits all das, was die erwähnte Stilrichtung zu bieten hat – und zwar in brillanter Form (und Farbe). *Rechte Schergen in Schweizer Bergen* ist eine haarsträubende und gut erzählte Geschichte über rechtsextremistische Umtriebe in unserem Land. Autodidakt hin oder her, verfügt Tobi über alle Tricks und Kniffe, die ein klassischer Comiczeichner haben muss: Die sogenannte Decoupage, also der dramaturgische Ablauf der Panels genannten Bilder, ist effektiv, knapp und stimmig. Gelernt hat Tobi dabei von Scott McCloud, jenem Comiczeichner, der schon Bücher über das Verfassen und Zeichnen von Comics herausgebracht hat und drei Regeln postuliert: Man kann erstens auch von einem schlechten Comiczeichner etwas lernen, sollte zweitens aber niemanden nachahmen und drittens lernen, Strukturen zu verstehen und Geschichten so zu erzählen, dass diese beim Leser ankommen.

All das hat Tobi hervorragend verinnerlicht in dieser Story um einen spurlos verschwundenen Journalisten, der vom Hauptprotagonisten Mäx gesucht wird. Der lebendig gezeichnete Plot führt in die Berge, wo ein durchgeknallter Arzt, unterstützt eben von seinen Skin-Schergen, an Leuten herumexperimentiert.

Im zweiten Band, der jetzt im Juni erscheint und in der St.Galler Comedia Buchvernissage hat, geht es um Extremismus: Da gehen militante Tierschützer und Dschihadisten eine unheilige Allianz ein. Der Titel *Bomben im Schweinestall, der Krieg ist überall* deutet es bereits an: Tobi will nicht unbedingt politisieren, sondern vorwiegend mit seinen Comics unterhalten. «Ich stelle das alles überspitzt dar», meint der Zeichner, «und gebe es dadurch der Lächerlichkeit preis.»

Tobi: *Bomben im Schweinestall, der Krieg ist überall*, Epsilon Verlag 2014.

Buchvernissage: Freitag, 6. Juni, 20 Uhr,
Buchhandlung Comedia St.Gallen



Der Comic auf den vorangehenden Seiten stammt von Una Lupo. Die Zeichnerin, Jahrgang 1993, hat den Vorkurs an der Schule für Gestaltung St.Gallen absolviert und studiert ab September Bildende Kunst in Zürich. Ihre Arbeiten waren bisher unter anderem im «Unraum» 2014 und in den Schaufenstern des Kulturbüros zu sehen.

Man wird nicht satt

Wer zum ersten Mal nach New York kommt, weiss, was er zu tun hat. Das Pflichtprogramm eines guten Touristen ist aberwitzig lang, denn er muss den legendären Orten dieser Stadt auf die Spur gekommen sein. Das sind Strassen und Plätze wie der Broadway, der Times Square, die Fifth Avenue, das sind Museen wie das MoMA, das Guggenheim und «The Met». Man fühlt sich nicht vollständig, ohne einmal durch den Central Park und über die Brooklyn Bridge spaziert zu sein, vom Empire State Building hinabgeblickt und am Rockefeller Center hinaufgesehen zu haben. Und natürlich darf eine Bootsfahrt auf dem Hudson River, der Freiheitsstatue entgegen, nicht fehlen. Das Besondere an New York ist, dass diese Liste nicht enden will.

Ich habe das Glück, zum vierten Mal in dieser Stadt zu sein und mein Pflichtprogramm absolviert zu haben. Nach wie vor platze ich vor Ehrfurcht, wenn der Trump Tower vor mir aufragt. Oder wenn ein ungeplanter Blick nach rechts einen roten Himmel über dem Hudson freigibt. Doch ist meine Aufmerksamkeit nicht mehr so stark gelenkt. Was bleibt von New York, wenn die Attraktionen gegangen sind?

Das Rauschen, das Strömen

Da ist das Grundrauschen dieser Stadt. Bremsende Busse, anfahrende Autos, ständiges Hupen, fremd klingende Sirenen, warnende Ampelgeräusche, Unterhaltungen in allen Sprachen – und der Wind, der um die Ecken pfeift, durch endlose Strassenschluchten hindurch. High-School-Kids, die in ihren Uniformen nach Hause laufen und lautstark pubertieren. Das Donnern der Subways, das aus den unzähligen Schächten dieser Stadt aus dem Untergrund an die Oberfläche dringt. Möwen, die kreischen und sich zu weit vom Fluss entfernt haben. Das Hämmern auf Metall, von den Piers oder von Baustellen kommend. Wenn man in einem dieser alten Hotelzimmer Manhattans liegt, so teuer wie schäbig, ist es leicht, sich von dem Rauschen in den Schlaf tragen zu lassen: weil man sich wie ein Teil des Grossen und Ganzen fühlt, sicher und lebendig zugleich.

Ähnlich der Geräuschkulisse gibt es einen Bewegungsstrom, der nie abreisst: Verkehr, Menschen, Bahnen. In einem aberwitzigen Tempo strömt es dahin – und macht keinen Unterschied mehr zwischen Einwohnern und Gästen. Es gibt keine andere Möglichkeit, als einzusteigen in diesen Strom und sich tragen zu lassen. Block um Block durch die gerasterte Stadt: die Avenues auf der Achse von Norden nach Süden, die Streets auf der Achse von Osten nach Westen. Bänke, Stühle, Sitzgelegenheiten gibt es kaum. Selbst eine rote Ampel ist kein Grund, innezuhalten. Wer nicht mehr kann, muss in eine Querstrasse, einen Laden oder ein Café abbiegen oder in einer der Subway-Stationen untertauchen.

Im Vakuum der Subway

Ein ganzer Mikrokosmos spielt sich hier unter der Erde ab. 1904 eröffnet, zählt das New Yorker «Subway System» nicht nur zu den ältesten der Welt – nach Peking, Shanghai und London gehört es auch zu den längsten und komplexesten Netzen in der Welt, mit seinen 26 Linien und weit über 400 Bahnhöfen. Mit den Türen scheint sich ein Vakuum zu schliessen. Fast fünf Millionen Menschen finden hier täglich in langen Reihen nebeneinander Platz, die Atmosphäre ist



neutral und gleichgültig. Sie nicken weg, lesen, tippen auf ihren Smartphones oder starren ins Leere. In der Subway scheint es das ungeschriebene Gesetz zu geben, zu schweigen.

Über der Erde hingegen sind die täglichen Ansprachen offen, unerwartet und verlässlich. «Your hair looks beautiful!» bekommt man im Lift gesagt, «Where do you have this gorgeous jacket from?» kann es einem auf der Strasse widerfahren, «Yeah, yeah, you got it!» ruft man so mancher Joggerin zu. Sie seien «talkative», sagen die New Yorker von sich selbst. Es mag Höflichkeit, Geschwätzigkeit oder Floskel sein; aber es schmälert den Umstand nicht, sich in dieser Millionenstadt wahrgenommen und willkommen zu fühlen.

Die Stadt der Muster

Ein Tannengrün dominiert die Stadt: Die Eingänge zu den Subways sind so gehalten, die Strassenlaternen, die Mülleimer, die Baugerüste, die unscheinbaren Boxen für Gas und Elektrik, die an den Masten so vieler Kreuzungen hängen. Das Grün würde viel weniger zur Geltung kommen, wenn es nicht regelmässig durch das satte Gelb der unendlich vielen Taxen und Schulbusse kontrastiert würde. Einmal gesehen, brennt sich auch das farbige Bunt der Subway-Karte von New York City für immer ein. Grau, Braun und Rot strecken sich die älteren Türme dieser Stadt dem Himmel entgegen und spiegeln sich im blau schimmernden Glas und Metall der neueren.

Vor allem aber sind da die Muster und Strukturen der sich immer wiederholenden Elemente: Feuerwehroleitern, Strassenschluchten und Fenster über Fenster. Man wird nicht satt von dem Blick nach oben, von dem Spiel sich im Glas spiegelnder Wolken und von der Frage, welche tragischen, schönen und gewöhnlichen Geschichten sich in dieser Sekunde dahinter abspielen mögen.

Katharina Nill, 1979, ist Journalistin und Redaktorin unter anderem für «Migros Kulturprozent» und die Zürcher Hochschule der Künste. Aus Herzensgründen hat es sie nach New York verschlagen.

«Irgendwie politisch»

Hannes Friedli, Grafiker in Heiden, ist das einzige verbliebene Gründungsmitglied der Banda di San Gallo, die seit dreissig Jahren die italienische Blasmusik pflegt.
von Hanspeter Spörri



La Banda in Aktion. Bild: pd

La Banda di San Gallo existiert nach dreissig Jahren immer noch. Woher die Ausdauer?

Hannes Friedli: Wir sind kein Verein, nur eine Banda, also so etwas wie eine Bande oder Gang, ein freier Zusammenschluss zum Musizieren. Es braucht somit eigentlich gar keine Ausdauer, um durchzuhalten. Es gibt uns, solange jemand Freude daran hat, bei uns mitzuwirken.

Wie hat es denn angefangen?

Indem Kaspar Lämmli und ich ein Jahr in der Toskana verbrachten, wo wir den Umbau eines Hauses überwachten und selbst mitarbeiteten. Wir waren musikbegeistert und fanden schnell Zugang zur Bevölkerung. Und so fragten wir damals, 1983, ob wir in der Dorfmusik mitmachen dürften, in der Banda di Castelnuovo Berardenga.

Italien, wie man es kennt?

Wie man es zu kennen glaubt: eine uniformierte Blasmusik, mit dabei alle Generationen, Jugendliche, Veteranen des Krieges, die einst entweder bei den faschistischen Truppen oder den Partisanen mitgemacht hatten.

Das klingt nach politischem Streit.

Nach Don Camillo und Peppone. Lustig. Aber auch tragisch. Eine schmerzhaft, eine schreckliche Geschichte, die man nicht romantisieren sollte. Aber für uns natürlich eine unglaubliche Erfahrung.

Nach Ihrer Rückkehr gründeten Sie die Banda di San Gallo. Sehnsucht nach Italien?

Sicher eine grosse Liebe zum Land. Trotz seiner Mängel. Wegen der Menschen, der Kultur, der Grosszügigkeit. Wir waren und sind hingerissen von den Filmen Federico Fellinis und der Filmmusik von Nino Rota.

Fellini war ein politischer, zugleich auch ein poetischer Regisseur – der grösste Gegensatz zu Berlusconi, den man sich denken kann.

Fellini fehlt. Mit seinem Hang zum Surrealen, seinen wunderbaren Bildern spiegelte er die Wirklichkeit besser als jede Analyse. Die Filmmusik von Nino Rota ist nicht wegzudenken aus diesen Filmen. Und aus unserem Programm.

Wer fand sich in der Banda zusammen – die italienbegeisterte Bildungslinke?

Kann sein. Das Lebensgefühl der 1980er-Jahre war ganz anders als heute. Klar, es waren von Anfang an viele Lehrerinnen und Lehrer dabei. Alles Leute, die engagiert sind, aber freie Strukturen bevorzugen. Unser Projekt war nicht politisch ausgerichtet – aber allen war klar, dass alles irgendwie politisch ist.

Höhepunkte?

Ein erster Höhepunkt war sicher im Sommer 1986 die Schweizer Erstaufführung von Kurt Schwitters' *Zusammenstoss* in der Rose Stein. Dodó Deér inszenierte, Peter Roth hatte die musikalische Leitung, Felix Lehner und Oecsi Deér bauten die Bühne, Christian Bleiker organisierte – und die Banda musizierte. Ein Schlüsselereignis für die regionale Kulturszene.

Sie treten seit einigen Jahren jeweils am 1. Mai auf, marschieren im Umzug mit.

Ein bisschen ist es vielleicht tatsächlich wie bei Don Camillo und Peppone: Dort spielt die Blasmusik ja auch für Rot und Schwarz, für die Kommunisten und für die Kirche, bei 1. Mai-Feiern und bei Prozessionen. Wir spielten beispielsweise bei Paul Rechsteiners Wahl in den Ständerat. Und wirkten mit bei der Prozession der Missione Cattolica Italiana zu Ehren ihres Kirchpatrons Sant' Antonio.

Man spürt bei der Banda aber auch musikalischen Ehrgeiz.

Zu Beginn konnten viele Mitglieder gar keine Noten lesen. Damals nutzten wir die einfachen Arrangements, die wir aus Italien mitgebracht hatten. Sie stammten von Maestro Salvatore Cintorino, dem Dirigenten der Banda von Castelnuovo. Nun haben wir mit Manuel Perovic einen Arrangeur gefunden, der uns fordert – aber immer noch steht Nino Rota im Zentrum.

Jubiläumskonzert: Freitag, 13. Juni, 19 Uhr,
Pic-o-Pello-Platz, St.Gallen

Am Puls von Kairo

Kairo tanzt einen wilden Tanz: Mahraganat ist die neue Subkultur der ägyptischen Jugend, bisher mit geringer Ausstrahlung nach Europa. Zwei DJs suchen für den Mahraganat nun in der Schweiz eine Heimat. von David Nägeli



Alaa Fifty Cent in Aktion. Bild: pd

Mahraganat, Electro-Sha'abi oder Sha3byton wird die wilde Mischung aus Rap, elektronischen Beats und der ägyptischen Volksmusik Sha'abi genannt. Entstanden ist die neue ägyptische Subkultur vor rund sieben Jahren: Die Jugendlichen in Kairos Armenquartieren und Vorstädten suchten neue Perspektiven, ein neues Sprachrohr und neue Musik. Den traditionellen arabischen Rhythmen gaben sie mit illegal kopierter Musiksoftware und einfachstem Equipment neue Energie. Veröffentlicht wurde auf YouTube, Blogs und in Foren.

Nur wenige Jahre später hat Mahraganat bereits ganz Kairo erfasst und aus den Vorreitern, darunter die DJs Figo und Amr 7a7a und die MCs Oka w Ortega, Felo, Sadat und Alaa Fifty Cent, sind bekannte Namen geworden. Gefei-ert wird bei jeder Gelegenheit – und im grossen Stil: zum Beispiel an schrillen, schweiss- und endorphingeladenen Hochzeiten mit bis zu 20'000 Menschen.

Die Musik ist die Sprache der tiefen Schichten von Kairo; schrill, direkt und unverblümt. Musikalisch hört man Anleihen von Reggaeton und Euro-House. Die Musiker stellen in ihren Songtexten die Arbeitslosigkeit an den Pranger, feuern die Revolution an, verherrlichen Drogen und verteu-eln sexuelle Belästigung – oder erfreuen sich auch mal an Alltagsnonsens. Die Stimmen selbst sind verzerrt, oft abgehackt und mit Auto-Tune in die Höhe getrieben. Häufig wird gerappt, ab und zu auch gesungen.

Wenig im Westen

In Europa schlägt Mahraganat noch keine hohen Wellen, in den Niederlanden hat sich das DJ-Kollektiv Cairo Liberation Front der Verbreitung des Mahraganat angenommen. Der Dokumentarfilm *Electro Chaabi* der französischen Journalistin Hind Meddeb bietet einen guten Blick in die Szene. Einige (Musik-)Medien berichteten bereits – auch das Magazin des

Norient-Netzwerks. Und in der Schweiz wollen Phil Battiekh und Ayman El-Nouby als Sha3byton-Crew die neue Musik vorstellen.

Battiekh ist in Montreal, Kanada, geboren und studiert Islamwissenschaften an der Universität Basel. Die ägyptischen Subkulturen kennt er auch als europäischer Tourmanager des Elektro-Kollektivs Kairo is Koming – den Mahraganat hat er vor zwei Jahren während eines Sprachaufenthaltes entdeckt. «In Kairo hört man Sha3byton überall: aus den Taxis, aus offenen Fenstern und an den Hochzeiten», sagt er: «Für mich ist die Musik der Puls der Stadt.» Damals hat er auch die ersten Sha'abi-Songs erstanden – gebrannte CDs, gekauft bei Strassenhändlern. El-Nouby sitzt daneben und nickt wohlwollend. Früher arbeitete er als Konzertveranstalter in Ägypten, heute will er von der Schweiz aus den Kulturaustausch beider Länder fördern – zuvor als freier Projektleiter bei Pro Helvetia. «Mahraganat erinnert mich an meine Heimat», sagt er. Das Schweizer Publikum reagiert anders: Wenn er mit Battiekh in den Clubs auflegt, sind die Leute meist überrascht. «Viele sagen, sie haben noch nichts Vergleichbares gehört. Aber am Ende des Abends tanzen dann doch alle», lacht El-Nouby.

Sprachbarrieren

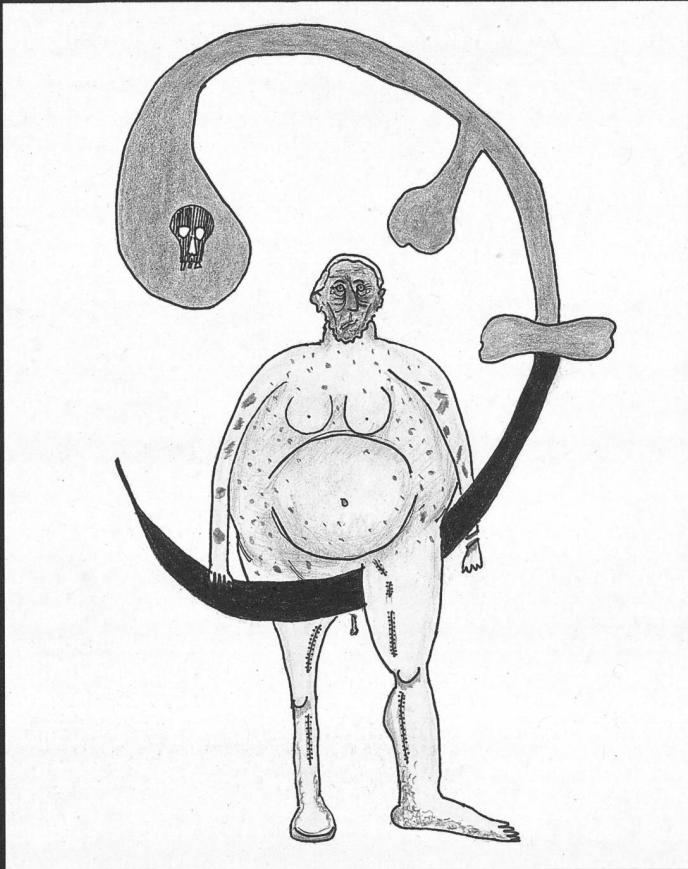
Die Überraschung des Publikums ist verständlich, ohne Mahraganat vorgestellt zu bekommen, ist es schwierig, viel über ihn zu erfahren. Die ägyptische Szene stellt all ihre Songs und Loops ins Internet, doch das alleine genügt noch nicht. Joost Heijthuijsen von der Cairo Liberation Front berichtete dem Norient-Netzwerk von seiner Entdeckung des Electro-Sha'abi: Nach dem ersten Kontakt folgten unzählige Stunden, die er mit dem Google-Translator auf ägyptischen Foren und Blogs verbracht hat. Ein globales Netz alleine reicht eben noch nicht zur globalen Verständigung. Deswegen wollen Battiekh und El-Nouby der Schweiz ihre Leidenschaft für Mahraganat näherbringen. Ansonsten, so die Befürchtung von Battiekh, ziehe die Musik unbemerkt an uns vorüber und könne zu einem weiteren Untergenre der World Music verkommen. «Für eine «exotische Kuriosität» ist der Mahraganat aber viel zu schade», mahnt er. Und vielleicht auch zu exzessiv.

Am Intersity Festival in Schaffhausen treten am 30. August Größen aus Kairos Mahraganat-, Hip-hop- und Techno-Szene auf. Mehr zum Intersity-Festival unter intersity.ch. Die erste regelmässige Electro-Sha3byton-Party findet im Kraftfeld Winterthur unter dem Titel Karawan statt.

soundcloud.com/phil-battiekh
facebook.com/Phil.Battiekh
www.intersity.ch

Du stirbst in Stücken

Literatur als Lebensmittel: Hermann Kinders Erzählung *Der Weg allen Fleisches*. von Jochen Kelter



Schmerzensmann – Zeichnung von Hermann Kinder.
Bild: Verlag

«Sterben mag ich nicht – das ist das Letzte, was ich tun werde.» Mit diesem Zitat (von Roberto Benigni) endet Hermann Kinders knapp hundertvierzig Seiten schmale Erzählung. Tod und Sexualität (die, nach Georges Bataille, auf Enttäusung und Auflösung zielende Schwester des Todes) sind im Werk Kinders stets präsent gewesen. Aber doch selten so unmittelbar vor Augen. Aus drei Kapiteln besteht der Text, doch in der Mitte des Triptychons den Schmerzensmann zu sehen, scheint allzu weit hergeholt. In diesem mittleren Teil geht es um die Träume des nunmehr Versehrten. Da meldet sich Kinders Fabulierlust zu Wort und seine Abneigung gegen lineares Erzählen.

Schwindende Kräfte

Das erste Kapitel erzählt die Vorgeschichte des einstigen begeisterten Velotouren-Fahrers und Kilometerfressers, wie er, schon im Rückblick, den Seerücken hoch, der Thur entlang und hinauf ins Toggenburgische oder auf die Schwägalp fräste. Wie seine Kräfte allmählich schwinden, er auch mit einem normalen Rad immer weniger und schliesslich gar keine Strecke mehr bewältigt. Es folgen immer neue Erkrankungen, Behandlungen, Operationen, Reha. Schliesslich wird als Ursache aller Leiden ein fataler Morbus identifiziert, der den

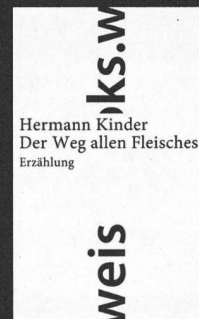
Menschen von innen zerfrisst oder, mit dem Titel des ersten Kapitels: «Du stirbst in Stücken».

Der dritte Teil beginnt, nach einer teilweisen Fuss-Amputation, im Rollstuhl und endet mit dem Satz «So lange du lebst, kannst du dir nichts anderes vorstellen, als dass du lebst. ... Immer in Erwartung des Unabsehbaren.» Hatte Hermann Kinder im Roman *Mein Melaten* (2006) noch mit Ironie, Sarkasmus und voller Komik eine geriatrische Gesellschaft beschrieben, die aus den demoskopischen Fugen gerät, ist der Ton diesmal ungleich nüchterner, distanzierter – das stilistische Gegengift der, auch wenn von einem «Er» berichtet wird, unverhohlenen autobiografischen Erzählung.

Dieser «Er» erfährt, wie die Umwelt auf einen Behinderten reagiert und dieser auf seine Umwelt, wie die Welt um ihn herum enger und kleiner wird und welche genauen Beobachtungen man noch in dieser und aus dieser Enge, dem Rollstuhl, dem Bett, dem Fenster, machen kann, auf die wir «Normalen» uns kaum einlassen.

Ohne Lamento

Der beinahe sachliche, bis auf den einen oder anderen Sarkasmus stets nüchterne Erzählton schliesst alles Lamento, alle Klage jenseits dieses Tons aus, jedes Pathos und jedweden Voyeurismus, mit dem das Publikum gelockt werden könnte. Diesen literarischen Ton, das Lebensmittel gegen sein persönliches Schicksal, hält Kinder konsequent durch. Hier ist es einem Autor gelungen, Krankheit und körperliche Versehrtheit in reine Literatur zu verwandeln, die einem kein Mitleid und keine Träne abringt (und abringen soll), aber dafür Staunen und Bewunderung abnötigt. Blicke noch hinzu-zufügen, dass das Buch mit eindrücklichen farbigen Zeichnungen des Schmerzensmanns vom Autor selbst illustriert ist.



Hermann Kinder: *Der Weg allen Fleisches*, mit Illustrationen des Autors, Weissbooks Verlag 2013, Fr. 25.-

Mit Stanley Kubrick im Hotelbett Das Hotel Post in Ebnat-Kappel wird zum Kunstort – für kurze Zeit.

von Christina Genova



Tourismus damals – Kunst heute: Das Hotel Post.

Am 1. Juni zieht die letzte Pächterin aus. Danach müssen die 13 Künstlerinnen und Künstler ruckzuck die Hotelzimmer einrichten, damit sie am 6. Juni rechtzeitig zur Eröffnung des Hotels Arthur bezugsbereit sind. Betrieben wird das temporäre Hotel vom Verein Kunsthallen Toggenburg, der schon zum neunten Mal einen aussergewöhnlichen Standort im Toggenburg mit ortsbezogener Kunst bespielt. Das neueste Projekt beschäftigt sich mit dem Tourismus – ein Thema, welches die Toggenburger bewegt und zu welchem der Verein Diskussionsbeiträge aus künstlerischer Sicht liefern möchte: «Wir müssen den Tourismus neu definieren. Ich bin der Ansicht, dass für das Toggenburg ganz klar nur ein entschleunigter Tourismus in Frage kommt», meint Vereinspräsident Roland Rüegg.

Mit dem ehemaligen Hotel Post in Ebnat-Kappel, das kurz vor dem Abriss steht, hat man nach längerer Suche ideale Räumlichkeiten gefunden: «In den letzten 50 Jahren ist dort kein Nagel eingeschlagen worden», sagt Rüegg. Doch das Hotel hat schon bessere Zeiten erlebt. Im 19. Jahrhundert bot es den frühen Touristen, die mit der Postkutsche zu den florierenden Badekurorten im obersten Toggenburg unterwegs waren, einen willkommenen Zwischenhalt. Diese goldenen Zeiten lässt man ein letztes Mal aufleben, wenn dort für eine Woche Kunst und Gäste einziehen. Lohnt sich der grosse Aufwand für eine derart kurze Zeit? Für Roland Rüegg keine Frage: «Es macht uns einfach Spass.»

Bereits jetzt kann man die Zimmer, die von Ostschweizer Kunstschaaffenden bespielt werden, für eine Übernachtung buchen. Für das Wohl der Gäste werden die Vereinsmitglieder besorgt sein. Die Kunstschaaffenden haben bei der Einrichtung der Zimmer freie Hand: Visionen für den Tourismus von morgen sind im Hotel Arthur ebenso gefragt wie der nostalgische Blick zurück.

Lika Nüssli richtet unter dem Titel *Schlaflose Nacht* eine Licht- und Zeichnungs-Installation ein, die Bettwäsche, Boden, Vorhänge und Wände bedeckt und Bezug auf die Geschichte des Tales und der einstigen Hotelgäste nimmt. Stefan Rohner verrät, dass im Hotelzimmer, das er gemeinsam mit Mirjam Kradolfer gestaltet, eine Installation mit Schlafsäcken und ein Video zu sehen sein wird.

Das Hotel Arthur bietet zur Unterhaltung der Gäste allabendlich eine Veranstaltung an. Kritik an den Auswüchsen des Massentourismus übt am 12. Juni der österreichische Fotograf Lois Hechenblaikner. Seine Fotos von riesigen Parkplätzen vor atemberaubenden Bergkulissen und Alpendörfern, die zu Disneyländern geworden sind, rütteln auf und regen zu Diskussionen an. Für die morbiden Gefühle, die ein verlassenes Hotel weckt, findet Regisseur Stanley Kubrick im Filmklassiker *Shining* verstörende Bilder. Mancher Hotelgast wird nach diesem Filmabend in seinem Kunstzimmer eine unruhige Nacht verbringen.

Schliesslich wird dem Hotel mit einer Abräumer-Disco ein würdiges Ende bereitet. Schon zwei Tage später wird das Hotelinventar vergantet und darauf folgt unweigerlich der Abriss. Bald wird an der Stelle des Hotels eine Bank stehen, wo statt Gäste dann Kunden bedient werden.

Hotel Arthur beim Bahnhof Ebnat-Kappel, 6. bis 13. Juni, Zimmer- und Tischreservierungen unter 077 409 45 07. Führungen täglich um 16.30 Uhr, Sa und So um 14.30 Uhr. kunsthallen-toggenburg.ch

Vergiftete Idylle

Wie das Leben abgewiesener Asylbewerber in einem so genannten «Ausreisezentrum» – jenem im bündnerischen Valzeina – aussieht, zeigt Roman Vital in *Life in Paradise – Illegale in der Nachbarschaft*, seinem ebenso bildstarken wie unbequemen Dokumentarfilm. von Geri Krebs



Aus *Life in Paradise – Illegale in der Nachbarschaft*. (Bild: klubkran Filmproduktion)

«Wovon leben die Schweizer eigentlich? Woher kommt ihr Reichtum?» Ein junger Nigerianer, der offensichtlich neu im Zentrum ist, stellt diese Frage beim Essen seinem ihm gegenüber sitzenden Landsmann, der offenbar schon besser mit den Gegebenheiten der Schweiz vertraut ist. «Sie haben die Weltbank, die schützt ihren Reichtum», weiss der andere. Es folgt ein harter Schnitt, man sieht in einer perfekten Panoramaaufnahme die Terrasse des Zentrums, in der Bildmitte eine hohe Fahnenstange mit einer im Wind wehenden Schweizer Fahne vor einem blauen Himmel, von Bergen umrahmt. Nach diesem wenige Sekunden kurzen Intermezzo geht es zurück zum Gespräch der beiden Afrikaner und einer sagt jetzt, das Gebäude wäre geeignet als Gefängnis, als Kaserne oder als psychiatrische Klinik.

Absurdität im Flüeli

Seit Dezember 2007 existiert das «Ausreisezentrum Flüeli», auf 1100 Metern Höhe in Valzeina, einem 140 Einwohner und Einwohnerinnen zählenden Dorf am Eingang zum Prättigau. Die beiden jungen Nigerianer bringen auf den Punkt, was diese über die Köpfe der Bevölkerung hinweg durchgesetzte Institution ist: ein sichtbares Zeichen der Willkür und des Elends der Schweizer Asylpolitik, die, statt sich um effektive Hilfe in den Herkunftsländern der Flüchtlinge zu bemühen, sich lieber immer neue Schikanen ausdenkt, um unerwünschte Menschen davon abzuhalten, in der Schweiz zu bleiben. In diesem Fall mit der Absurdität, dass man Menschen auf einen Berg hinaufkarrt, sie dort mit einer Minimalinfrastruktur zum Nichtstun verdammt und hofft, sie so zu zermürben und ihnen klar zu machen: Switzerland does not want you to stay here – wie es eine Zentrumsangestellte einem Flüeli-Insassen in einer Szene des Films erklärt.

In seinem Bemühen, kein Pamphlet zu sein und dem Zuschauer grösstmögliche Freiheit beim Bilden einer eigenen Meinung zu lassen, geht der Film sehr weit. Mit grossem Geschick und Bildern, die die Handschrift eines Kamerakünstlers verraten – nämlich jene von Piotr Jaxa, bekannt durch seine Zusammenarbeit mit Krzysztof Kieślowski – zeigt *Life in Paradise* das Leben in Valzeina von nicht weniger als vier Seiten: jener der Asylbewerber, der Angestellten im Zentrum, des Vereins «Miteinander Valzeina» und schliesslich der Leute im Dorf. Während bei letzteren eher erstaunlich ist, wie sachlich und unpollemisch die meisten Voten erscheinen, zeigt Roman Vital bei den Aktivisten und Aktivistinnen des Vereins ganz bei-

läufig deren Dilemma: dass ihre solidarische Haltung bei den Asylbewerbern fast zwangsläufig falsche Hoffnungen weckt.

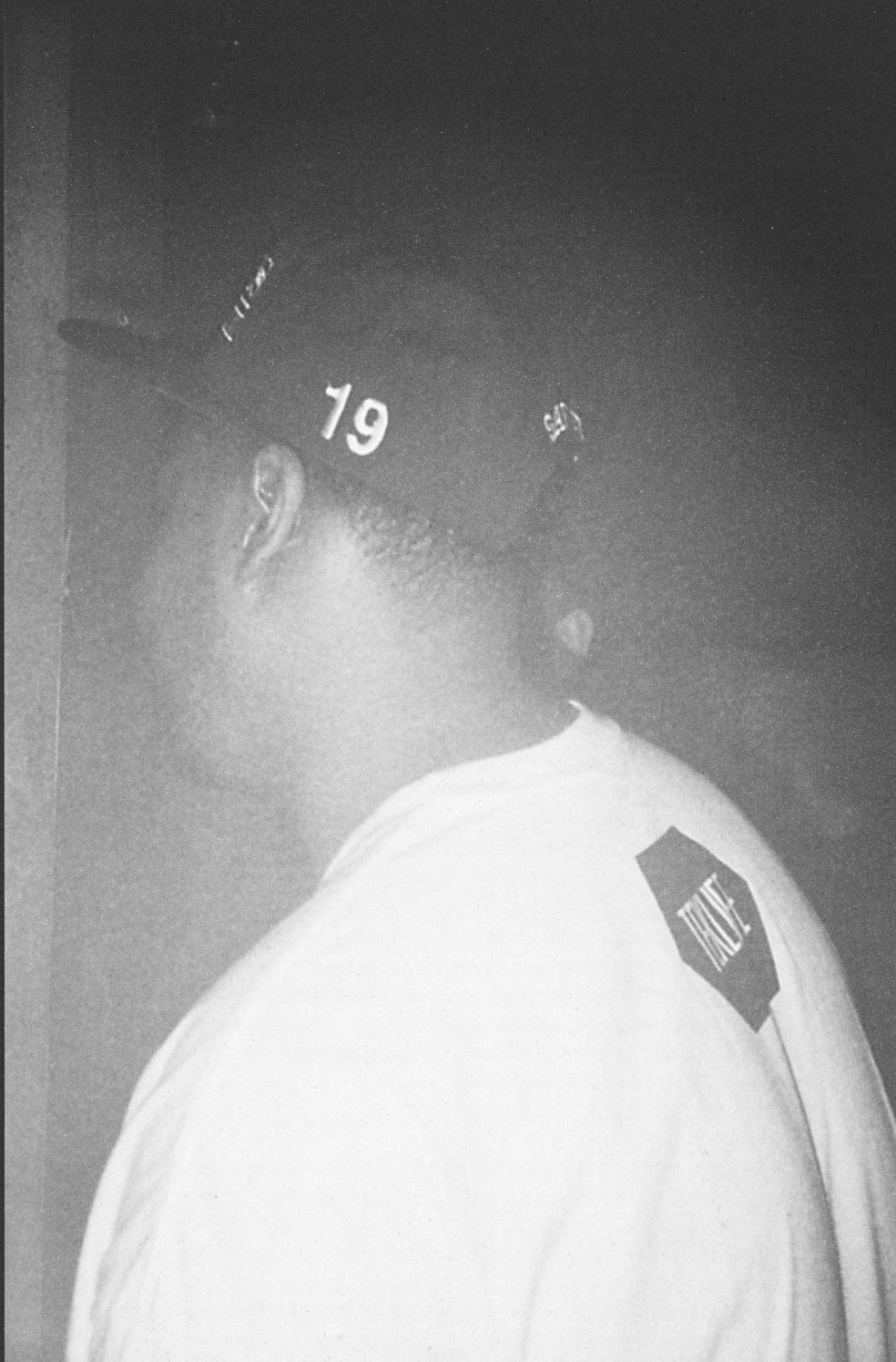
Die grosse Welt im kleinen Dorf

Er habe sich bemüht, ein extrem stiller Beobachter zu sein, sagt Regisseur Vital. Und: Ihm sei es unter anderem darum gegangen, eine Metapher dafür zu schaffen, was es heisse, wenn ein kleines Dorf mit der grossen Welt konfrontiert werde. Seit seiner regionalen Premiere vor Jahresfrist in Chur ist *Life in Paradise* an zahlreichen Orten im In- und Ausland gezeigt worden, von den Solothurner Filmtagen über ein Menschenrechtsfilmfestival in Paris bis hin zum Kathmandu International Mountain Filmfestival. Kürzlich war er auch – in einer verstümmelten Version – zur Prime Time im Schweizer Fernsehen zu sehen. Und der Film wird weitere Verbreitung finden; so will ihn jener in Chur lebende nigerianische Pfarrer, der am Film als Übersetzer mitarbeitete, auch in seinem Heimatland vorführen.

Life in Paradise – Illegale in der Nachbarschaft
Kinok St.Gallen, ab 4. Juni

Unter dem Motto «Es hat noch Plätze frei» lädt die Reihe «Nachtasyl» bis zum 9. Juni zu Diskussionen, Film und Konzerten.
nachtasyl-sg.ch

Georg Gatsas:
DJ Rashad



DJ Rashads Debutalbum *Double Cup* vom vergangenen Herbst liess die elektronische Dance-Gemeinde weltweit aufhorchen. Nun ist der Footwork-Produzent aus Chicago im Alter von 34 Jahren gestorben. Die Todesmeldung wurde just in derselben Nacht viral im Netz verbreitet, als sein Labelchef Kode9 im St.Galler Palace spielte. *Double Cup*, benannt nach einem aufpeitschenden Clubgetränk aus Codein und Sprite, wurde auf Hyperdub Records veröffentlicht und ebnete dem Produzenten den Weg zum weltweiten Erfolg. Und machte gleichzeitig Rashad zum Botschafter des rohen, hypnotischen Footwork-Sounds der Chicagoer Strassen. Im vergangenen Februar konnte ich ihn während einer seiner schlaflosen Nächte schnell mit meinem Blitzlicht einfangen – gleich darauf verschwand er wieder in den dicken Nebelschwaden des Londoner Clubs. Das letzte Mal, als ich ihn sah.

Der Künstler Georg Gatsas arbeitet als Artist in Residence von Appenzell Ausserrhoden ein halbes Jahr in London. Er schickt Saiten monatlich eine fotografische Postkarte aus London.

ARTIST IN RESIDENCE

Marco Santi choreografiert mit der St.Galler Festspielproduktion *Ignis* in St.Laurenzen Ende Juni sein letztes Stück als Tanzchef. Und vielleicht sein letztes überhaupt. Ein Gespräch über Burnout, die Entdeckung der Achtsamkeit und den Hochleistungsbetrieb Theater. von Peter Surber



«Anfänger-Geist ist wunderbar»: Marco Santi bei den Proben zu *Ignis*. Bild: Tine Edel

Marco Santi, Sie sagen, *Ignis* werde Ihr letztes Stück sein.

Das ist so. Ich habe Kurse in Achtsamkeit absolviert und will mich auf diesem Gebiet ausbilden lassen. Es hat in diesen Kursen gefunkt – ein kleiner Funke, der mein Leben komplett verändert hat. Ob Pech oder Glück, es ist eine Chance, aus einer Notsituation heraus eine neue Perspektive zu entdecken, wie es beruflich weitergehen kann. Sicher ist: Ich will mit Theater aufhören. Da ist für mich Schluss. Es war eine tolle Zeit. Aber man muss auch merken, wann es zu Ende ist. Ich habe alles erreicht – einen grossen Teil zumindest. Am jetzigen Punkt geht es mir darum, eine neue Lebensqualität zu entwickeln. Zu merken: Was macht mich glücklich, was will ich wirklich.

Ist das eine Kritik am Theater?

Es ist eine allgemeine Kritik am Beruf. Ich glaube nicht, dass die Situation an irgendeinem Theater anders wäre. Das System kann ich sicherlich nicht ändern, aber ich kann mich ändern. Und wenn ich anfangen, mich zu ändern, dann höre ich auf. Der Ort, an dem ich jetzt stehe, und das Theater: Das passt nicht mehr zusammen. Ich bin gerade fünfzig geworden. Da ist ein Lebensabschnitt erreicht, wo man sich fragt: Ok – wie gestalte ich die nächsten zehn oder zwanzig Jahre? Und wie gestalte ich sie gesund?

Theater, Tanz ist ungesund?

Für mich ist es ungesund. Auf die Länge jedenfalls. Wie jeder Beruf, den man nicht mehr mit voller Kraft ausüben kann.

Kraft: Das ist auch eine Frage des Alters. Gewiss kann man – nicht als Tänzer, aber als Choreograf oder Regisseur – länger arbeiten. Aber für alle kommt einmal der Punkt, sich zu fragen, was man noch machen will. Ich habe meine Arbeit nie als Beruf gesehen im Sinn von Geld verdienen. Theater ist Leidenschaft. Aber Theater ist, an einem grossen Haus wie St.Gallen, auch der Kommerzialisierung unterworfen. Da muss man Kompromisse eingehen, und ich bin nicht mehr bereit dazu.

Spielt für Ihren Entscheid der damalige Konflikt mit der Theaterleitung eine Rolle, bei dem es ja um mehr Autonomie für die Sparte Tanz ging?

Theater ist immer Konflikt, das muss auch sein. Nein, es ist der Zeitpunkt, ganz einfach. Ich choreografiere jetzt seit 25 Jahren, ich habe fünfzig Stücke herausgebracht, kleine und grosse, Tanz, Schauspiel, Oper. Ich will aufhören vor der Erschöpfung, in Qualität und Würde. Es ist gut, sich zu fordern, aber dauernde Überforderung ist nicht mehr gesund. Klar, wir müssen an die Grenze gehen, ein Künstler ist schutzlos, ein Künstler ist immer nackt. Man kann sich nicht verstecken. Das gehört dazu: Sensibilität, Offenheit. Kunst muss pur bleiben. Meinen Glauben an den Tanz habe ich nicht verloren. Aber wenn der Preis so hoch ist, muss man sich retten.

Sie stellen sich vor, künftig therapeutisch zu arbeiten?

Das ist der Plan. Ich werde mich auch ausbilden in Gyrokinesis, einer therapeutischen Gymnastik. Ich sehe einerseits,

wieviel ich selber davon profitiere, andererseits aber auch, wie viele Leute Hilfe brauchen oder bräuchten, psychisch oder physisch. Die Schulung in Achtsamkeit ist etwas, was man erhält mit dem Ziel, es weiterzugeben. Was für einen selber wohltuend ist, tut auch anderen gut.

Für sich selber und für andere zu sorgen: Eine solche Haltung ist im Theater möglicherweise schwierig, da herrschen Konkurrenz, Reibungen, Bewertungsdruck. Oder ist das ein dummes Klischee?

Nun ja, man muss halt unglaublich viel verlangen. Es arbeiten viele Leute für ein Projekt, von all denen wird extrem viel verlangt. Und ich habe das riesige Bedürfnis, nicht immer zu verlangen, sondern zu geben, möglichst ehrlich, pur – vielleicht naiv. Achtsamkeit mit Tänzern, mit jungen Künstlern zu üben, dafür gibt es eine Klientel, die ich sicherlich ansprechen kann.

Bleiben Sie in St.Gallen?

Ja. Ich habe mein Netz hier, das ist erstmal der Plan; wie sich das Ganze entwickelt, weiss ich nicht. St.Gallen ist die letzten fünf Jahre meine Heimat gewesen. Hier ist sehr viel passiert für mich, ich bereue keine Sekunde, auch von den traurigen Momenten nicht. Man muss lernen zu fallen, um aufstehen zu können. Wenn man weiss, wie man fällt, dann hat man keine Angst zu fallen. Das kann man als Metapher direkt auf den Tanz beziehen. Wieder auf die Beine kommen, ... das Gleichgewicht halten ...

War es schwierig, nach Ihrer Pause jetzt wieder im Theater zu arbeiten?

Wer ein Burnout erlebt, muss wie ein Kind alles neu lernen. Und schauen, dass er die Fehler, oder sagen wir die alten Muster, ändert. Der Ort ist dabei natürlich entscheidend, er holt einen immer wieder zurück zu dem, was geschehen ist. Heute sehe ich das so: Ich habe mindestens zwei Jahre unter Burnout gearbeitet. Das ist ein Zustand verbunden mit viel Angst. Der Druck kommt von aussen wie von einem selber, im Theater ist eine gewisse Portion Druck unvermeidlich, aber wenn dieser Druck eine so gewaltige Rolle spielt, dann muss man raus. Jetzt ist es wie nach einem Beinbruch: Wie laufe ich ohne Gips, mit Krücken, Schritt für Schritt?

Eine Übung in Achtsamkeit?

Achtsamkeit hilft dabei, ja. Zu erkennen, was mir guttut, und das umzusetzen. Klar, es gibt kein Leben ohne Stress, aber es gibt den Punkt zu sagen: Ich brauche mich selber nicht mehr in diese Extremsituation zu bringen.

Ihre letzte Produktion *Ignis* basiert auf klösterlicher Musik. Das passt vermutlich dazu?

Das passt sehr gut, und die sieben Merkmale der Achtsamkeitsschulung bestimmen denn auch die Choreografie mit. Diese Merkmale sind: Geduld, Akzeptanz, Vertrauen, Loslassen, Anfänger-Geist – eine wunderbare Sache, in sich den puren Geist zu erhalten, wie ein Kind – und weiter: nicht besitzen wollen und nicht bewerten. Man spürt die Herkunft aus dem Buddhismus, aber es sind im Grunde die Regeln aller grossen Religionen. Ich empfinde es als Forschungsarbeit, diese Punkte in das Stück hineinzuwoben, ob sichtbar oder unsichtbar.

Wie macht man das?

Wir experimentieren mit Einfachheit, mit der Entdeckung der Langsamkeit, mit dem Genuss, sich langsam zu bewegen. Wir hatten dazu einen Butoh-Workshop. Kraft und Spannung in der Langsamkeit zu erhalten, das ist die Herausforderung im Butoh. Und es ist ein starker Kontrast zum Tempo, wie es zum Beispiel heute in Filmen herrscht. Da gibt es keine dreissig Sekunden mehr ohne Schnitt. Das Tempo ist unglaublich hoch. Auch der Tanz wird generell immer schneller, schon im Training ist das Tempo brutal. Überhaupt ist im Theater der Zeitdruck immens, wenn in sechs Wochen ein Stück raus muss. Das kriegt man hin mit guter Vorbereitung, aber einfach mal ausprobieren und vielleicht alles wegschmeissen zu können – ein solcher Anfänger-Geist hat kaum Platz. Dazu kommt: Es wird immer bewertet – was ist gut, was ist schlecht. Nicht-Bewerten ist sehr schwer in unserer Gesellschaft, aber man kann sein Bewusstsein dafür schärfen. Ob Regisseurin, Choreograf oder Schauspieler: Man ist immer im Scheinwerferlicht. Ich will einfach nur, dass dieses Licht der Scheinwerfer jetzt ausgeht.

Macht die Kompanie mit? Ihre Tänzerinnen und Tänzer gehören zu einer Generation, die nicht gerade für Langsamkeit zu haben ist.

Ja, es ist schwer, für uns alle. Zum Beispiel Butoh: Innert vierzig Minuten eine Strecke von vier Metern zu gehen, das ist wirklich schwierig, das ist fast strafbar, aber auch superspannend. Klar merke ich auch: Da sind zwanzig Jahre Unterschied, sie sind dreissig, ich bin fünfzig. Aber die Bereitschaft ist da. Wir mussten wirklich üben, erst einmal zehn Minuten zu meditieren, um anzukommen... in diesen Rhythmus hinein zu kommen und Kraft zu schöpfen aus der Ruhe. Und erstaunlicherweise schaffen wir viel mehr als vorher. Vielleicht weil es weniger ums Bewerten geht.

Paul Gigers Kompositionen wirken ihrerseits wie verinnerlichte Musik.

Er hat für diesen Abend zwei Stücke zusammengefügt, die beiden Kompositionen *Ignis* und *Labyrinthos*, die wie geschaffen sind für uns. Darüber hinaus bringt Andres Bosshard eine zusätzliche Ebene mit einer Soundinstallation ins Stück: acht bewegliche, klingende Kugeln. Ich bin gespannt. Es ist eine Feier, ein Abschiedsfest.

Alles ganz einfach also ...

Alles ganz einfach und furchtbar schwierig, ja. So lerne ich auch mein neues Leben, im Versuch, die Dinge nicht so kompliziert zu sehen – aber wirklich: Das ist nicht einfach. Ich stelle mir eine neue Lebensaufgabe. Ich wollte Tänzer werden und bin Tänzer geworden. Ich wollte Choreograf werden und bin es geworden. Ich wollte eine eigene Kompanie und habe sie gehabt. Ich wollte eine Superkompanie und habe eine Superkompanie bekommen. Und so habe ich jetzt auch keine Angst, etwas zu finden, das mich – und die anderen – glücklich macht.

Ignis an den St.Galler Festspielen:
25., 26. und 30. Juni, St.Laurenzen St.Gallen
theatersg.ch

TOBIAS KASPAR

«The Air on the
Way to the Oyster»

CARTER MULL

«The Princess is
Caged in the ©»



Ausstellung:
26. April – 13. Juli 2014

Führung:
Sonntag, 13. Juli, 15 Uhr

Öffnungszeiten:
Di–Fr 12–18 Uhr,
Sa/So 11–17 Uhr

Kunst Halle Sankt Gallen
Davidstrasse 40
9000 St. Gallen

www.k9000.ch

P.S.: Vom 17.–22. Juni
sind wir an der
LISTE Art Fair
in Basel.



06 / 2014



Kinok | Cinema in der Lokremise
Grünbergstrasse 7 | St. Gallen
Reservierungen: 071 245 80 72

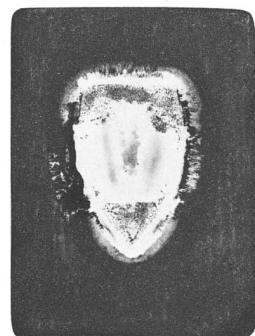
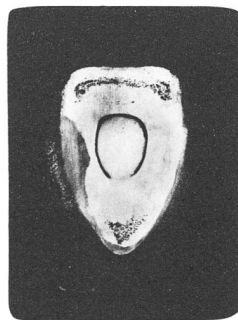
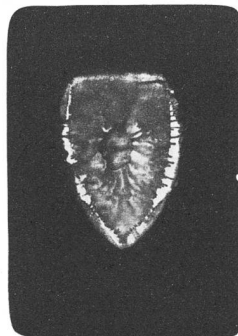
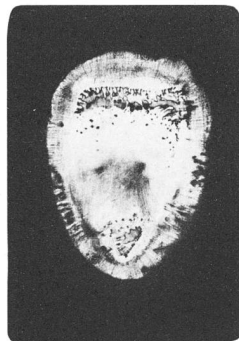
www.kinok.ch



ROMAN SIGNER www.stoob-steindruck.ch

Roman Signer
«Bügeleisen I–IV» 2014
4 Originallithografien

Stoob Steindruck St. Gallen
Tel. 071 278 81 01
stoob@stoob-steindruck.ch



Fragen über Fragen

Max Frisch hat den Fragebogen zur literarischen Gattung hochgeschrieben. Fischli/Weiss haben das kindlich-philosophische Fragen künstlerisch perfektioniert. Jetzt kommt wieder ein Fragebogen. Er nennt sich *Point de Suisse* und ist ein Projekt des St.Galler Künstlerduos Com&Com (Marcus Gosolt/Johannes M. Hedinger) in Kollaboration mit Milo Rau und Rolf Bossart. *Point de Suisse* knüpft allerdings noch früher als bei Max Frisch an: nämlich am Projekt *Gulliver* der Expo 1964. Den Besucherinnen und Besuchern der bislang vorletzten Landesausstellung waren damals Fragen vorgelegt worden, deren Beantwortung einen ethnografischen Blick auf den Alltag der Schweizer Bevölkerung erlauben sollte – quasi aus der Sicht des Riesen Gulliver.

50 Jahre danach kommt es zu einer Art Reenactment, jener Kunstform, die der Regisseur Milo Rau in den letzten Jahren mehrfach praktiziert hat zur Erkundung politischer Konflikte, vom Bürgerkrieg in Ruanda über die St.Galler *City of Change* bis zu den *Moskauer Prozessen*. Sicher ist: Das Experiment geht anders aus als damals. 1964 war vorgesehen, die Resultate in Lausanne fortlaufend auf einer grossen Tafel zu publizieren, dies dank einem der ersten IBM-Computer. Bei einer Voraus-Befragung vor der Expo in ausgewählten Gemeinden fielen jedoch die Antworten auf die Fragen so unbeschönigend und «anti-schweizerisch» aus, dass der Delegierte des Bundesrats für die Landesausstellung, Hans Georg Giger, beim Fragesteller (Theatermann Charles Apothéloz) intervenierte. Er setzte durch, dass die Fragen verharmlost wurden – so durften zu Themen wie Bodenspekulation, Militärdienstverweigerung, Schwangerschaftsabbruch, nukleare Bewaffnung oder Kommunismus gar keine Fragen mehr gestellt werden, andere Themen wurden entschärft, nachdem auch der Bundesrat befürchtet hatte, *Gulliver* könnte «schlafende Hunde wecken». Gemäss Expo-Archiv verschwanden denn auch alle der total 580'000 Lochkarten mit den Antworten der Besucher. 1998 tauchte in den USA ein Teil der Resultate der Voraus-Umfrage auf Mikrofilm auf. Auch die wissenschaftliche Auswertung der Vorstudie wurde zuerst behindert, eine spätere Analyse fand in der Öffentlichkeit kaum Beachtung.

Point de Suisse setzt die Volksbefragung von damals künstlerisch neu um mit einem zeitgemässen «Questionnaire» von rund 30 Fragen zu Schweizer Werten und Befindlichkeiten. Der Start findet im Rahmen des Festival de la Cité in Lausanne statt. Online-Befragung, dreisprachige Website, Plakataktion und Publikation sollen dafür sorgen, dass die Ergebnisse diesmal öffentlich werden und bleiben. Noch sind die Fragen (siehe Spalte rechts) erst provisorisch. Die definitive Fassung wird hoffentlich gendergerecht formuliert sein und nicht nur «Ausländer» oder «gute Schweizer» ansprechen, sondern auch Schweizerinnen und Ausländerinnen. (Su.)

pointdesuisse.ch

Weiss auf schwarz Sind Sie zurzeit glücklich?

Frage 2e: Kann man ein «guter Schweizer» sein, wenn man erst um 9 Uhr aufsteht?

Frage 4: Wenn Sie Ereignisse aus der Schweizer Geschichte streichen könnten, welche würden Sie wählen?

Frage 5: Gegen welche politischen Entscheide würden Sie das Referendum ergreifen bzw. eine Initiative lancieren?

Frage 7: Welche der direkt an die Schweiz angrenzenden Regionen würden Sie gern zur Schweiz zählen?

Frage 8: Wünschen Sie sich, dass die Schweiz in den nächsten 10 Jahren der EU beitrifft?

Frage 9a: Würden Sie vorübergehend einen Flüchtling bei sich zu Hause aufnehmen?

Frage 13f: Die Ausländer tragen zum Erfolgsmodell Schweiz bei. (Stimmen Sie dieser Aussage zu?)

Frage 16: Die Anzahl Muslime in der Schweiz würde eine staatliche Anerkennung des Islams rechtfertigen. (Stimmen Sie dieser Aussage zu?)

Frage 18: Wozu ist Kunst gut?

Frage 21: Sind Sie zurzeit glücklich?

Frage 22: Googeln Sie sich selbst?

Frage 25: Was muss die Schweiz Ihrer Meinung nach im Moment am dringlichsten tun?

Antworten sind gefragt und erwünscht – der vollständige Fragebogen wird Mitte Juni veröffentlicht, vom 1. bis 31. Juli stehen die Fragen für alle auf pointdesuisse.ch zur Beantwortung frei. Mehr dazu im nebenstehenden Beitrag.